

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 229.

Montag, 31. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banftrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(32. Fortsetzung.)

Acht Tage und vier Stunden lag der Hausierer Spoeler mit einer schweren Gehirnerschütterung im Hospital — fast ohne jedes Bewußtsein. Als er erwachte und sich auzurichten versuchte, verbot es ihm die Krankenschwester und drückte ihn sanft in die Kissen zurück. Wie ein Zentnersack lag es immer noch auf seiner Stirn.

„Mein Gott ... mein Gott ...“ murmelte der Kranke erregt und schrie leise auf, als er sich umzuwenden versuchte. Leise trat die Schwester näher und legte ihm die Hand auf den verdunnenen Kopf.

„Still“ sagte sie. „Ganz ruhig bleiben. Morgen dürfen wir wieder sprechen.“

Gehorsam legte sich der Kranke wieder hin und schloß ein.

Mit einem plötzlichen Ruck fuhr er am nächsten Morgen in die Höhe.

„Wo ist das Papier?“ ... „Wo ist das Papier?“

„Halte das Maul — verdammter Krüppel!“ schimpfte der Kranke im Nebenbett. „Meinst du viel, leicht, du seist allein hier?“

Mühsam wühlte sich Spoeler in den Kissen hoch. Eilig kam die Schwester hereingelaufen.

„Sie müssen liegen bleiben ...!“

„Das Papier, Schwester ... das Papier ...“ ächzte Spoeler.

„Welches Papier denn?“

„Das Geständnis von dem Italiener. Schwester — es ist so dringend, helfen Sie mir doch ...“ Schwester ...

Die Schwester schüttelte den Kopf. Phantasierte der Kranke immer noch. Er hatte es nun doch fertig gebracht, sich aufzurichten und sah die Schwester aus großen, geradezu angstvollen Augen an.

„Das Papier ... Schwester ... das Papier ...“ bettelte er.

Der Kranke wollte und wollte sich nicht beruhigen. Die übrigen Insassen des Saales begannen laut zu schimpfen über den Ruhestörer.

„Schmeißen Sie ihn doch raus, Schwester, wenn er Fieber hat,“ rief einer von hinten her. Er hatte die ganze Nacht vor Schmerzen nicht schlafen können.

Hilflos stand die Schwester am Bett des bettelnden Spoeler — dann richtete sie sich auf und verschwand. Erst nach Minuten kehrte sie in Begleitung des Abteilungsarztes zurück.

„Was ist denn los, Mann? Können Sie denn keine Ruhe halten?“ fragte er Spoeler barsch.

Spoeler, der tatsächlich ruhiger geworden war, sah den Arzt mit einem so seltsamen Blick an, daß dieser betroffen schwieg.

„Nun, was haben Sie denn ...“ fragte er in verändertem Ton.

„Wie lange liege ich schon hier?“ fragte Spoeler. Der Arzt warf einen Blick auf die Krankentabelle über Spoelers Bett. „Es sind bald zehn Tage.“

Spoeler erschrak heftig. Wie ein Messerstich fuhr ihm der Schmerz dieser Erregung durch den Schädel. Mit einem leisen Behlaut sank er zurück, um sich sofort wieder aufzurichten.

„Kommen Sie näher, Herr Doktor,“ bat er. „Was

(Nachdruck verboten.)

ich Ihnen zu sagen habe, ist nicht für die Allgemeinheit bestimmt ...“

Das Staunen stand sehr deutlich im Gesicht des Arztes, als er sich nun, immer noch zögernd, an Spoelers Betttrand niederließ. Er war überzeugt, daß der Kranke fieberte und tat ihm nur den Gefallen, um ihn nicht erneut aufzuregen.

Mit leiser Stimme, oft von Schmerzen zu Unterbrechungen gezwungen, erzählte Spoeler die Geschichte des Geständnisses, seine nächtliche Arbeit, — seine Eile, das Papier dem Gericht zu überbringen, — der Unfall.

„Ich wollte selbst einmal Detektiv spielen,“ setzte er traurig hinzu. „Bitte, Herr Doktor, lassen Sie alle meine Sachen durchsuchen und rufen Sie Doktor van der Ghinst im Justizgebäude an, — er möchte zu mir kommen ...“ Erschöpft lehnte er sich zurück.

Der Arzt sah ihn merkwürdig an. Alles das klang sehr glaubhaft, und doch eigenartig. Er war versucht, diese phantastische Erzählung zu glauben und gab der Schwester Anweisung, Spoelers Kleider herbeizuschaffen. Er selbst rief Doktor van der Ghinst an.

Doktor van der Ghinst ist seit zwei Tagen verreist, lautete die Antwort des Justizgebäudes.

Mit fiebrig glänzenden Augen sah Spoeler zu, wie die Schwester vor seinem Bett seine Kleider untersuchte.

„Die Tasche, Schwester!“ bat Spoeler.

Die Tasche. Sie hatte sie vergessen. Sie ging und kam gleich mit dem verschmutzten, zerfetzten Lederbeutel zurück, der noch in der gleichen Verfassung war, wie man ihn unter den Rädern des Automobils hervorgezogen hatte.

Sorgfältig legte sie Postkarten, Streichhölzer, Schuhabänder und Schuhcreme vor dem Kranken hin. Schließlich wendete sie die Tasche völlig um — nichts. Nirgends eine Spur von dem Zettel.

„Sie haben sich getäuscht,“ meinte der Arzt, der wieder hinzugetreten war, — überzeugt, daß der Kranke doch im Fieber phantasiert hatte. „Dieser Doktor van der Ghinst ist außerdem verreist.“

Mit geschlossenen Augen lehnte Spoeler zurück und überlegte. Er fühlte sehr wohl, daß man ihm wenig Glauben schenkte.

„Noch eine Bitte, Herr Doktor,“ sagte er, sich zur Ruhe zwingend, — „bitte nehmen Sie nicht an, daß ich ungereimtes Zeug daherschwaze. Haben Sie die Güte, Baron Kausch von der Deutschen Gesandtschaft anzurufen. Er kennt mich und wird mir helfen.“

Unschlüssig blieb der Arzt stehen. Er konnte doch nicht alle Welt alarmieren, weil dieser kleine Hausierer sich in eine fixe Idee hineinrannte.

„Es geht um ein Menschenleben,“ flüsterte Spoeler, der fühlte, wie ihn die Kräfte verließen.

Endlich ging der Arzt. Er kam nicht zurück, sondern schickte die Schwester mit der Nachricht, daß Baron Kausch am Nachmittag einen Beamten herfenden werde.

Langsam verstrich die Zeit.

Spoeler wartete. Vergebens.

Es wurde Nacht, ohne daß der Beamte der Gesandtschaft kam.

Vielleicht hatte es Baron Kausch vergessen.

Auch am nächsten Tage kam niemand.

Dafür kam der Rückfall bei Spoeker. Die Erregungen der letzten Stunden verursachten neues Fieber, am Abend des zweiten Tages lag der Hausierer wieder in wilden Fieberphantasien, ohne Bewußtsein. Er schrie so laut, daß man ihn in ein besonderes Zimmer legen mußte. Nun war der Abteilungsarzt doppelt zufrieden, daß er nicht an die deutsche Gesandtschaft telephonierte hatte.

Berückte Idee.

Wieder vergingen acht Tage, bis Spoeker zum klaren Bewußtsein zurückkehrte. Er war fieberfrei, und fühlte sich auch körperlich nicht mehr gehemmt. Er richtete sich leicht auf und aß mit gutem Appetit. Seltsamerweise kam er nicht mehr auf diese eigentümliche Sache zurück, mit der er Schwester und Arzt vor acht Tagen überraschte.

Weitere fünf Tage vergingen, dann durfte er zum erstenmal aufstehen. Das einzige, das er erbat, waren deutsche Zeitungen. Er las mit Heißhunger und legte sie jedesmal befriedigt zurück, um das neue Blatt am nächsten Tag mit vor Erwartung zitternden Händen in Empfang zu nehmen. Die anderen Insassen im Saal spotteten über ihn. Er kümmerte sich nicht darum.

Dann, eines Morgens, er lag noch zu Bett, die Schwester brachte ihm das Frühstück und die deutschen Zeitungen, sprang er erregt auf. Mit einem Beihaut faßte er an seinen schmerzenden Kopf — aber er bezwang sich. Legte sich sogar wieder ins Bett zurück, als ihn die Schwester dazu aufforderte, — aber die Zeitung, die er eben gelesen hatte, verbar er hastig unter seinem Kopfkissen. Gab sie auch nicht, wie sonst, den andern zum Lesen weiter. Zwei, drei Klamen, die mit ihm im gleichen Raum lagen, konnten alle ein wenig deutsch und lasen die deutschen Zeitungen recht gern. Sie waren erstaunt und wütend, daß Spoeker ihnen heute das Blatt vorenthielt.

Am Nachmittag war Spoeker aufgestanden und ein wenig hin- und hergegangen. Später trat er bei der Schwester ein und sagte ihr ganz ruhig, er könne sich jetzt entsinnen, wohin in seinem Anzug er das fragliche Papier gesteckt habe. Die Schwester sah ihn mißtrauisch an, denn sie glaubte, das Fieber sei erneut ausgebrochen. Aber Spoeker lächelte ruhig und schien auch sonst ganz vernünftig. Noch zögerte sie, aber er überredete sie und überzeugte sie durch seine Ruhe. Sie ging, seine Kleider aus dem Aufbewahrungsschrank holen.

„Ich darf es eigentlich nicht,“ sagte sie, während sie ihm den Anzug über den Arm legte. „Sie dürfen sich nicht erwisken lassen, sonst bekomme ich Schelte. Gehen Sie hier in die Teeküche und geben Sie mir nachher den Kram wieder, — aber so, daß es niemand merkt.“

Die Schwester war sehr gutmütig. Spoeker nickte.

Den Anzug über dem Arm, verschwand er in der leeren Teeküche, die er von innen verschloß.

Am Abend fehlte er. Man suchte nach ihm.

Er blieb verschwunden.

Hastend, so schnell es sein schmerzender Kopf erlaubte, eilte Spoeker der Stadt zu. Es war warm, so fiel es nicht auf, daß er die leichten Krankenhausandenken an den Füßen trug und keinen Hut auf hatte. Er konnte nicht einmal die Straßenbahn benutzen — er besaß keinen Pfennig Geld.

Ein langer, langer Weg. Wie ihn der Kopf schmerzte.

Es begann bereits zu dämmern, als Spoeker endlich das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft erreichte. Der Portier erkannte ihn kaum.

„Wie sehen Sie aus, Mensch — wie eine Leiche!“

Spoeker lächelte mühsam.

„Ist Baron Rausch noch da?“

„Wo denken Sie hin. Der Baron gibt heute eine Gesellschaft.“

„Können Sie ihn nicht anrufen?“

„Sind Sie verrückt geworden?“

Spoeker stöhnte auf und ließ sich auf den weich gepolsterten Stuhl in der Portierloge fallen.

„leht...“ ächzte er. Ratlos sah ihn der Portier an. „Schöne Bescherung, dachte er.“

„Wasser... Wasser...“ stöhnte Spoeker. „Die Wasserleitung ist im Keller,“ dachte er, — die Augen schließend.

Noch zögerte der Portier. Dann siegte seine niederdeutsche Gutmütigkeit, — er verschwand. Im gleichen Augenblick riß Spoeker das Telephon von der Gabel, wählte auf der Automatenscheibe die Nummer der Gesellschaftsräume der Gesandtschaft.

Ein Diener meldete sich.

„Sofort Baron Rausch,“ brüllte Spoeker mit Aufwand aller Energie.

„Ich weiß nicht...“ zögerte der Diener.

„Sofort,“ sagte Spoeker wieder.

Gleich darauf meldete sich die erstaunte Stimme Baron Rauschs.

„Hier Spoeker,“ flüsterte der Hausierer, der die Schritte des Portiers näher kommen hörte. „Es handelt sich um ein Menschenleben. Bitte Herr Baron, kommen Sie für zwei Sekunden in die Portierloge.“ Er hingte ein.

Gleich darauf betrat der Portier die Loge und reichte Spoeker ein Glas Wein. Den mißtrauischen Blick des Mannes quittierte Spoeker mit einem anstößigen Lächeln.

Es dauerte nicht lange, dann hörte man die eiligen Schritte des Barons. Er war im Frack, sah außerordentlich elegant aus, das Einglas glitzerte vor seinem Auge.

„Sie, Spoeker — was wollen Sie noch nachts von mir?“

Der Portier fuhr auf. Aber schon stand Spoeker vor der Loge und sprach auf den Baron ein. Und der erstaunte Portier bemerkte, wie der Baron, sonst gerade nicht als sehr großzügig bekannt, seinem Frack die Brieftasche entnahm und Spoeker eine große Summe Geldes auf die Hand zählte. Und zum Schluß dem kleinen, armeligen Hausierer geradezu freundschaftlich auf die Schulter klopfte und ihm lange die Hand schüttelte.

„Gute Reise, Spoeker,“ sagte er beinahe herzlich, „und alles Glück bei dieser Sache.“

„Gift hätte ich dir ins Wasser tun sollen,“ knurrte der Portier giftig, als ihm Spoeker die Hand reichte.

„Schimpf nicht, mein Junge,“ lächelte der Hausierer matt. Die Schmerzen in seinem Kopf nahmen zu.

Er fuhr in die Rue de Zeumont. In einem Kaffeehaus ließ er sich ein Kursbuch geben und sah nach dem nächsten Zug nach Frankfurt. Baron Rausch's Reisegeld in der Tasche, fühlte er sich freier und sogar freier von den unerträglichen Schmerzen im Kopf. In der Straßenbahn nahm er nochmals die Zeitung vom Vormittag hervor. „Savarnys Geständnis noch heute zu erwarten“, stand da in fetten Druckzeilen. Spoeker fühlte seine Ungeduld wachsen.

Hastig packte er zu Hause das Notwendigste für seine Reise nach Frankfurt zusammen. Das Buch mit seinen eigenen Gedichten vergaß er nicht. Vielleicht würde er durch diesen Mordprozeß bekannt, und dann würde er auch seinen Verleger finden... (Schluß folgt.)

Mutter-Heimweh.

Nun erst bin ich ganz mit dir verbunden,

Erde,

Nun mein Kind in dir sein Bett gefunden.

Ohn Beschwerde

Trag ich — nun erst — Leiden, Freuden, Wunden.

Wie soll die Gebärde

Der Vergänglichkeit

— franten und gesunden —

Nich noch schrecken?

Halt in Händen einen Steden:

Ewigkeit

Amänat erst dann mich, wenn ich werde

Ruhn in dir, o Erde!

Hans Frau.

Geteilte Kunst.

Skizze von Alice Landsberg-Wiesbaden.

Wer einmal das Vergnügen gehabt hatte, die vier Malteser-Buben beim Ausüben ihrer musikalischen Künste zu beobachten, dem verging das Lachen vor dem fast heilig zu nennenden Ernst, mit dem sie ihre anscheinend kindlichen Spielereien verfolgten.

Hans Malte, der Senior, dirigierte mit Hilfe eines Weizenstodes, der entgegen der sonstigen Gepflogenheit anderer Dirigenten auch auf die Büchel der Konzertierenden klopfte, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. — Helmut Malte hatte sich eine kleine Flöte aus Grasshalmen angefertigt und entlockte diesem primitiven Instrument Töne, die man unmöglich häßlich oder auch schön nennen konnte, aber an dem gewissen Takt, der zwischen den Klängen lag, verriet der zweite Sohn der Familie Malte seine musikalische Befähigung. — Walter Malte spielte das Triangel meisterhaft, während Klaus, der Jüngste, stets einen Rüssel bekam, wenn er auf der „Baute“ falsch einsetzte. — Diese Stunden voll eifrigen Übens waren für die Kinder eine Quelle ungetrübter Freude. Bis eines Tages Vater Malte selbst die Liebe zur Musik bei den Kindern bemerkte und seine vier Buben vor sich hinstellte. — „Ihr wißt, Jüngens, mein schmales Gehalt erlaubt keine Seitenwege, aber ich will mit später keinen Vorwurf machen lassen. Einer von euch darf Geige lernen. Ich laufe euch eine Geige, und was der eine lernt, muß er den anderen beibringen. Das ist die Bedingung; laßt sie euch durch den Kopf gehen. Jeden anderen, Unbefähigten, hätte die Unterredung zwischen Vater und Kinder verblüßt. Doch ist es gerade die rechte Erziehung, den Kindern frühzeitig vor Augen zu führen, daß das Geld nicht auf der Strafe liegt, sondern ehrlich verdient werden muß. — Die Malteser-Buben verstanden die Sprache des Vaters und zogen sich zur Beratung zurück. Als sie nicht einig werden konnten, probten die drei ältesten Buben um die Wette. Klaus schloß man aus, weil er doch die meisten Fehler machte.

Ehrlich prüften sie ihre Künste, und Helmut gewann den Preis. Sie traten wiederum vor den Vater und verkündeten ihm ihren Entschluß. Helmut wurde mitgenommen, die Geige zu kaufen, und wie ein Heiligtum trug er sie nach Hause. — Bald fand Vater Malte auch einen Geigenlehrer, und begleitet von den sehnsüchtigen Blicken der Bubenschar begab sich Helmut zur ersten Stunde.

Als er zurückkehrte, lauerten die Buben bereits auf der Treppe, Hans und Walter rissen ihn bald um, während Klaus hinterhertrabte, anscheinend ohne viel Interesse. Er blickte nur immer auf den schönen Holzkasten der Geige und senkte tief das Köpfchen.

Oben angelangt, riß Hans die Geige aus dem Kasten und schrie den Bruder an, er solle auf der Stelle mit dem Erklären anfangen. — Mit einer kleinen Enttäuschung in der Stimme bekannte Helmut, daß er außer der Beschreibung der Geige nur einige Noten gelernt habe, die er aufschreiben müsse. Verächtlich blickte Hans auf die Noten und ließ Helmut stehen. Die Geige schaute er gar nicht erst an. Er kannte wieder hinunter und bozte sich mit den Nachbarsbuben.

Walter ließ sich mal die Noten nennen, lachte sich halbtot über jeden Fehler, den er aus dem Buche er sah, und ging, dem Geigenkünstler leutselig auf die Schultern klopfend. — Klaus betrachtete seinen enttäuschten Bruder und nahm das Heftchen in die Hand. „Eigentlich hat der Lehrer recht, Helmut, ohne Noten kann man nie spielen lernen!“ — Kläglich nickte Helmut. Er über sah ganz, daß Klaus die Noten förmlich in sich einsaugte, und erklärte ihm, um wenigstens einem zu imponieren, die Geige. Klaus sagte nach ihr, und was er die ganze Zeit nicht hatte tun dürfen, wurde ihm jetzt gnädig gewährt. Er wiederholte, was der Bruder sagte: das sind die Wirbel . . . das der Stieg und alles andere. — Die Mutter rief nach Helmut, der davonrannte und Klaus allein ließ. Scheu blickte sich der Junge um und strich mit dem Bogen sachte über die Saiten. Es gab einen schwingenden Ton, der sich ein wenig kläglich von der Geige löste. Beherzter strich er darüber und legt sie dann wie ein kleines Kind in den Kasten zurück.

Helmut besuchte weiter die Stunden und lehrte die Brüder das Gelesene. Es stellte sich heraus, daß Hans bald einen Abscheu gegen alle Klänge empfand, Helmut seine eignen Stunden hasste und Walter nie zu finden war. — Die kindlichen Orchesterstunden waren längst vergessen. Der Zwang, der über der geteilten Kunst lag, verbitterte jeden Genuß. Es wurde Kriegsrat abgehalten, und man wollte lohn, wenn von jetzt ab die Stunden ausfielen. Da jedoch Walter schrie, er ginge niemals zu dem Fiedler hin, suchte man Klaus durch Schmeicheleien und Bonbons zu gewinnen. — Klaus sträubte sich entschieden dagegen, doch als ihm Hans mit Ohrfeigen anstatt mit Bonbons drohte, willigte er endlich ein. Man vollführte bei den Eltern eine Komödie. Helmut „ging zur Stunde“, während er unten Klaus die Geige abgab. Mit tief gesenktem Kopf, wie ein Opferlamm, schlich dieser hin, bleich im Gesicht, doch als er wiederkam, brannten seine Augen wie Feuer, und seine Wangen zierten zwei runde Flecken.

Keiner der Brüder verlangte, daß er ihm die Künste beibringe, die er lernte, und so war es nicht zu verwundern, daß

sie tödlich erschrakten, als der Vater ihnen eines Tages befahl, zwecks Herzeigen der Künste in seinem Zimmer zu erscheinen. — „Kannst du auch was, Klaus? Ich hau dir die Ohren blau, wenn du uns blamierst . . .“ — Klaus zitterte entsetzt, als sie mit dem Geigenkasten ins Zimmer marschierten. Am frechsten war Helmut, der die Geige auspackte und ansetzte. Vater zog die Stirne kraus, als er das entsetzliche Gefröhe hörte. Ob das alles sei, was er profitiert habe? — Helmut zog den Kopf ein und verschwand im hintersten Winkel des Zimmers. — Hans sagte die Geige so „überwerch“, daß Vater ihm eine überlangte und meinte, er habe auch etwas besser aufpassen können. Als er jedoch anfang zu spielen, riß ihm der Vater das Instrument aus der Hand. Walter bekannte jetzt ehrlich, das „Ding“ nicht zu kennen, geschweige denn spielen zu können. — Vater war entrüstet und hatte nicht übel Lust, den „Künstlern“ die Geige an die verdubelten Köpfe zu hauen. „Dann ist's gut, Schluß mit den Stunden . . . Schluß . . .“ — Vater, bin ich denn gar nicht da? Alle Blicke wandten sich Klaus zu, der mit tränenden Augen nach der Geige griff. — „Ja, kannst du denn was?“ — „Noch nicht, aber vielleicht später einmal.“ — Selig brückte er die Geige an sich, als sie ihm der Vater gegeben hatte, und begann darauf zu spielen. Ein ganz einfaches Kinderlied spielte der „unmusikalische“ Klaus, der beim Kinderorchester immer danebengepaukt hatte, doch Vater und Brüder lauschten erstaunt und blickten sich an, als hätten sie eine große Dummheit vollbracht . . . Und von diesem Tage an wurde die Kunst zwischen den Brüdern Malte nicht länger geteilt, Klaus besaß sie ganz allein und wurde ein großer Künstler.

Hiddensee.

Von Richard Gerlach.

Insel der glorreichen Sonnenuntergänge, wenn die glühende Kugel schon längst ins Meer gesunken ist, bleibt der Himmel über dem Wasser immer noch licht und zart, und das Meer selber, von der Helligkeit aus Westen durchdrungen, schimmert rosa. Das Wasser wird schließlich leuchtender als der allmählich violett verbunkelte Himmel, auch die Dünen werden bräuner, nur noch das Meer glänzt bis in die tiefe Nacht hinein durchlässig und rein wie sonst nur in Skandinavien. Das deutsche Meer blickt meistens nach Norden, woher die Finsternis rasch anrückt. Hiddensee aber liegt ganz gen Westen gerichtet. So wird es jeden Abend von glücklichen Farben überschüttet.

Vier Dörfer liegen auf Hiddensee, vier Belten, die so verschoben sind, daß ruhig Tagereisen zwischen ihnen lassen könnten, und daß man gar nicht glaubt, in einer halben Stunde oder in einer Stunde von einem zum andern schlendern zu können. Am nördlichsten, ganz still und dem sanften Gewässer des Boddens zugewandt, das kleine Grieben, in Friedbergärten weiße Häuschen mit Schilddächern, lieblich wie Andersen'sche Märchen, eine Idylle zwischen Weizenfeldern, uralten Korbweiden und Schilf. Die Wachteln rufen ihr Räderwied, und der Seggenrohrkrieger wispert und trällert im Rohr. Das gerade Gegenteil ist Kloster; ein Bad, wo die Schauspieler und der Literat den Überdruß und das Raffinement der Weltstadt vergessen möchten, ein zerklüftetes Steilufer unter dem strenggeformten Berggipfel Dornbusch; Gegenwartsmenschen, denen im Angesicht des Meeres doch zu weilen die Natur wieder näher kommt. Der Fischerort Bitte mit dem weiten herrlichen Strand, wo sich keiner um den andern kümmert und man unbehellig in schweißiger Eintracht mit dem Meere leben kann, und wo doch alles zu haben ist, auch Musik, auch Tanz, wenn man dessen gerade bedarf. Und schließlich Reutenborf-Blagshagen in Wiesen und Bogelschutzgebieten, eine Gemeinde, die keinen Weg und keine Straße kennt, keinen Zaun und überhaupt nichts Einschränkendes und Verbotes: jeder mann läuft einfach querdurch über den Rasen, wie es ihm beliebt, die Häuser stehen mitten im Gras, der Sand läuft in die Unendlichkeit, hier kann man ganz allein sein.

Hiddensee ist eine Duschzeichnung, nur dann auf weißes Papier gehaucht. Gewiß, auch hier gibt es erdhafte Treiben, auch hier plagen sich die Fischer in ihren „Kompanien“, die Feringe in die Reulen zu bekommen, auf dem Gutshof von Kloster grunzen die fetten Schweine unter den hohen starken Eichen. Die Ader werden bestellt, und hier und da bleibt auch im Sommer ein Bruchfeld liegen, das hellgrau aus den grünen Feldern herausblendet. Aber es gibt kein Auto und kaum einen Hund auf der ganzen Insel, und die Badegäste lassen ihre vierbeinigen Freunde auch zu Hause, denn sie kosten hier Kurlage. Kein Motorengeschnauf, kein Staub und kein Klaffen und Faulen hört hier die Herzen. Der Wind darf ungehindert nach allen Seiten schweifen. Wer gern die Brandung abhörtet nach Schären, die das Meer anpölpelt, wird hier wenig Wertwüdiges entdecken, höchstens einmal ein Stück Bernstein; denn das Meer treibt weder Muscheln noch Krabben an und ist überhaupt ungetrüb und klar.

Vom Leuchtturm auf dem Dornbusch erkennt man erst richtig die Flachheit der Insel: der ganze langgestreckte südliche Teil scheint höchstens einen Millimeter aus dem Wasser zu ragen.

Die Küste von Rugen ist eine sandgelbe Linie, darüber zieht sich ein Streifen blauer Wälder und grüner Ader und der violette Gebirgszug. In den Höhlenwäldern des Dornbusches singt der Fink und die Lerche. Der Wind weht über das Gras der Hänge, das es aussieht, als brennte es. Über dem Meere hängt ein und wieder ein Rauchwölkchen von einem fernen Dampfer. Ganz weit draußen leuchtet im Dunkeln die dänische Insel Rügen, und sogar die weißen Häuser sind als leichte Tupfen zu sehen. Wendet man sich dem Festlande zu, so verweilt das Auge bei den schlanken Türmen von Stralsund. Und ganz nahe flattern dann wieder die Werschwälder, die ihre Höhlen im Steilhang nach dem Meere zu haben.

Wer nicht einmal die Fährinsel südlich von Rügen oder den Gellen ganz unten besucht, wird nichts davon ahnen, daß die Insel Tausenden von Möven als Brutstätte dient. Denn nur in den eigentlichen Vogelsolonien schwirren und schreien die Vogelkugeln. Ein paar hundert Meter weiter ist von diesem Reichthum nichts zu spüren, zur Nahrungssuche fliegen die Vögel gleich viel weiter. Aber auch daß die wilden Schwäne, die Kormorane, die Brandgänse und Säbelschnäbler plötzlich am Strande auftauchen können, gibt der Landschaft noch etwas Ungewöhnliches und Leichtbeschwingtes.

Hiddensee ist wie ein Traum von Freiheit und Licht.

Das Paradies der Vierfüßler.

Hunde und Katzen haben es in Berlin gut. — 400 Vereine beschäftigen sich mit Tierpflege. — Eine Rettungsstelle für verunglückte Hunde.

Von Hugo Brühl.

Wenn Hunde sprechen könnten oder wenn wir die Sprache der Katzen verstünden und würden sie fragen, wo es wohl am schönsten in der Welt ist, dann würden sie ohne Zweifel einmütig Berlin nennen. Eine trockene Aufzählung von Tatsachen wird das sogleich näher dartun.

Für die Tiere, für jene Hunde und Katzen, die eine feste Heimat haben, für deren Futter gesorgt und deren Steuer pünktlich bezahlt wird, braucht natürlich die Öffentlichkeit nicht zu sorgen. Solche Tiere haben es in der ganzen Welt, nicht nur in Berlin, gut. Aber Berlin ist unter anderem eine Stadt, wo alljährlich etwa ein halbes Hundert herrenloser Hunde aufgefunden werden und ein paar Duzend vagabundierender Katzen dazu. Einem Hund, der kein Heim hat, geht es wie einem Landstreicher: er obdachlos ist. Für solche Tiere gibt es in Berlin über ein Duzend Tierasyle. In diesen Asylen, die zum Teil mit städtischen, zum andern Teil mit privaten Mitteln unterhalten werden, bekommt ein herrenloser Hund für eine gewisse Zeit Unterkunft und Pflege. Man erkennt hier eine gewisse Nährpflicht gegen Tiere an. Jedes aufgefunden Tier bekommt eine Nummer und wird nach einer bestimmten Zeit, wenn sich der Besitzer nicht meldet, öffentlich versteigert. Die dabei eingehenden Gelder werden dazu verwendet, das Asyl zu finanzieren, um neuen Ankömmlingen Unterkunft und Fressen geben zu können.

Auch ein großes Katzenheim gibt es in Lantvitz, das besonders im Winter stark frequentiert wird. Während der kalten Tage sind fortwährend ein Duzend und mehr Angestellte des Tierchupvereins auf der Straße und fahnden nach herumirrenden Katzen.

Seit ganz kurzer Zeit besitzt Berlin ein Tierkrematorium, das sich ebenfalls in Lantvitz befindet. In diesem Krematorium werden die Tiere, wie in einem richtigen, großen Krematorium verbrannt, und wenn sein Besitzer das eingediehene Tier sehr geliebt hat, dann kann er dessen Asche in einer kleinen Urne aufheben.

Der Berliner Hundefriedhof ist ziemlich neuen Datums, nachdem der alte, der sich im Innern der Stadt befand, aufgelöst werden mußte. Trotzdem hat er außerordentlichen Anklang gefunden. Es befinden sich schon über tausend Hundegräber auf ihm mit zum Teil ergreifenden Inschriften. Dort beweint eine alte Dame ihren an Herzverfettung verstorbenen Wops, an einer anderen Stelle wird ein junger Schäferhund beklagt, der in seinem jugendlichen Übermut einen großen Omnibus angriff. Die Gräber werden gegen eine geringe Pflanzmiete in Ordnung gehalten und nach dem Sonderwünschen des Grabbesizers gepflegt. Man sieht sehr viele Blumen und viele haben sogar ein lebensgroßes Standbild ihres verstorbenen Lieblings aufstellen lassen.

Es gibt in Berlin beinahe 400 Vereine, die sich mit Tierpflege und Tierzucht beschäftigen. Fast jede Rasse wird von einem besonderen Verein betreut. Allein mit Katzenzucht beschäftigen sich 31 Vereine. Die Tierhändler und gevierkönnigen Katzenzüchter sind hierbei gar nicht mitgezählt. Jedes Jahr finden große Ausstellungen statt. Daneben veranstaltet fast jeder

Verein jährlich einen Wettkampf und prämiert das schönste Tier. Jeder dritte oder vierte Berliner Hund hat an seinem Halsband außer der Hundemarke so eine Bronzemarke, die die Öffentlichkeit darauf hinweist, daß es sich um ein ungewöhnliches Exemplar seiner Rasse handelt.

Die Tierkliniken des Berliner Tierchupvereins stehen jedem unentgeltlich zur Verfügung. Im Vorjahre wurden nicht weniger als ein tausend Tiere behandelt. Jeder noch so kleine Berliner bringt seinen Hund zum Arzt, wenn ihm etwas fehlt.

In Berlin gibt es auch eine Unfallstelle für verunglückte Hunde. Sie befindet sich in der Alexanderstraße und hat Tag- und Nachtbetrieb. Ein telephonischer Anruf genügt und der Sanitätswagen rast los. Daß auch die mutige Tat eines Hundes belohnt wird, hat Berlin unlängst bewiesen, als es einem Hunde öffentlich die Rettungsmedaille verlieh. Die vierbeinigen Bürger Berlins können zufrieden sein.

Anekdoten.

Ein junger Maler erscheint bei Molnar mit einem großen Ölgemälde unter dem Arm.

„Lieber Meister, kaufen Sie dieses Bild von mir! Ich gebe es ihnen sehr billig. Nur 30 Mark!“

„Zeigen Sie,“ sagte Molnar.

Der Maler zeigte die Landschaft.

„Was stellt das Bild dar?“ fragte Molnar.

„Einen raschen Sonnenuntergang,“ erklärte der Maler.

„Na, ich wundere mich nicht,“ meint Molnar, „daß die Sonne in dieser häßlichen Gegend so rasch untergeht!“

Rudolf Schildkraut, der berühmte amerikanische Schauspieler, hatte sich eine Zeit lang um die Gunst einer jungen Dame bemüht, aber ohne Erfolg.

Nach Jahren, als Schildkraut schon sehr berühmt geworden war, begegneten sie einander wieder.

„Wissen Sie noch,“ hauchte die Dame zärtlich, „daß es gerade sieben Jahre her sind, daß sie mir einen Antrag machten und ich ihnen einen Korb gab?“

„Und ob ich es noch weiß,“ antwortete der Künstler. „Es war die schönste Erinnerung meines Lebens.“

Der Schauspieler Alexander Granach sieht betrübt in einer Caféhäusede.

„Warum so traurig?“ setzte sich ein Kollege zu ihm.

„Denk Dir,“ klagte Granach, „ich bin in einer sehr mißlichen Situation. Ich erhielt heute einen Brief von einem Mann, in dem er mich aufforderte, seine Frau in Ruhe zu lassen, sonst werde er mich erschießen.“

„Kannst Du von der Frau nicht lassen?“ fragte der Kollege voller Teilnahme.

„Doch ich könnte es schon,“ gibt Granach zurück, „wenn ich nur wüßte, um welche Frau es sich handelt, der Mann hat nämlich nicht seinen Namen unter den Brief geschrieben.“

Ein Schriftsteller schrieb einmal an den dänischen Literaturhistoriker und Kritiker Georg Brandes:

„In Ihrer jüngsten Rezension haben Sie mein letztes Buch als langweilig bezeichnet. Ich muß Ihnen aber sagen, daß Sie sich irren, Meister. Ich habe heute noch wegen dieses Buches schlaflose Nächte.“

Brandes antwortete:

„Wenn Sie nachts nicht schlafen können, so nehmen Sie sich noch einmal Ihr Buch vor, dann schlafen Sie bestimmt ein!“

Auf einem großen Gesellschaftsabend in Wien war außer Oskar Straus auch der berühmte Verjüngungsprofessor Boronoff anwesend. Auf allgemeinen Wunsch der ganzen Gesellschaft setzte sich Oskar Straus an den Flügel und spielte einen seiner schönsten Walzer.

Ein altes Ehepaar stand plötzlich auf und tanzte nach der schönen Melodie einen altmodischen Walzer.

Als das Klavier verstummte und der Walzer zu Ende war, wußte die Gesellschaft nicht, wem sie applaudieren sollte, dem Künstler oder dem alten Paar.

Professor Boronoff trat dann an Oskar Straus heran, schüttelte ihm die Hand und sagte:

„Ich gratuliere Ihnen, Herr Straus, Ihre Verjüngungsmethode ist viel mehr wert als die meine!“

A. A.